

Einführungen in die Ethnographie: Sammelrezension

Breidenstein, Georg

Veröffentlichungsversion / Published Version
Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Breidenstein, G. (2002). Einführungen in die Ethnographie: Sammelrezension. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 3(1), 155-163. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-279996>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Rezensionen

Georg Breidenstein

Einführungen in die Ethnographie

Sammelrezension zu:

Martyn Hammersley/Paul Atkinson: Ethnography. Principles in Practice, London/New York: Routledge ²1995. 336 S. Preis: £ 18.99.

Robert M. Emerson/Rachel I. Fretz/Linda L. Shaw: Writing Ethnographic Fieldnotes. Chicago/London: University of Chicago Press 1995. 254 S. Preis: \$ 13.00.

Paul Atkinson/Amanda Coffey/Sara Delamont/John Lofland/Lyn Lofland (Eds.): Handbook of Ethnography. London: Sage 2001. 640 S. Preis £ 75.00.

Die Sammelrezension läuft auf eine dreifache Lektüreempfehlung für diejenigen hinaus, die sich mit methodischen und methodologischen Fragen ethnographischer Forschung beschäftigen wollen. Es handelt sich um drei Titel, von denen ich meine,

dass sie sich wechselseitig sinnvoll ergänzen und die zusammengenommen einen fundierten Einstieg in die Forschungsstrategie der Ethnographie ermöglichen. Dass es sich um englischsprachige Literatur handelt, ist unvermeidlich, denn Vergleichbares gibt es deutschsprachig leider nicht.

Ich werde bei den beiden monographischen Einführungen jeweils einige Akzentuierungen des ethnographischen Forschungsprozesses referieren, um zum einen (hoffentlich) zur weiteren Rezeption der Bände anzuregen und zum anderen die Konturen einer „reflexiven“ Ethnographie anzudeuten, wie sie sich im angloamerikanischen Diskurs inzwischen herauskristallisieren, während sie im deutschen Sprachraum noch wenig entwickelt scheinen.¹ Das „Handbook of Ethnography“ kann hier demgegenüber nur überblicksartig charakterisiert und im Übrigen zur eigenen entdeckenden Lektüre empfohlen werden.

Die internationale Debatte um Ethnographie ist entscheidend geprägt durch die epistemologische Kritik ethnographischer Repräsentation, wie sie v.a. der Band „Writing Culture“ von Clifford und Marcus (1986) (vermutlich der meistzitierte Titel im „Handbook of Ethnography“) ausgelöst hat.² Es geht hier zum einen um eine selbstkritische Auseinandersetzung der Ethnologie mit ihrer Verwurzelung in kolonialen und postkolonialen Strukturen und um die (fragwürdige) Autorität, die

Ethnographen gegenüber den Beforschten beanspruchen. Zum anderen hat der „linguistic turn“, der die Sozialwissenschaften insgesamt betrifft und der die textuelle Verfasstheit und den rhetorischen Charakter allen (wissenschaftlichen) Wissens herausgearbeitet hat, die Ethnographie in besonderem Maße erfasst, insofern ihre Datenbasis von jeher aus (selbstgeschriebenen) Notizen und Berichten besteht. Während sich jedoch die epistemologische Kritik zu großen Teilen in der dekonstruktivistischen Lektüre ethnographischer Texte erging, handelt es sich bei den beiden im folgenden vorzustellenden Büchern um Versuche, die methodologische Reflexion auf den konkreten Forschungsprozess zu wenden.

Bei dem ersten Buch, das hier vorzustellen ist, „Ethnography. Principles in Practice“ der beiden Briten Martyn Hammersley und Paul Atkinson, handelt es sich um die zweite vollständig überarbeitete Fassung einer schon in der ersten Auflage (1983 erschienen) sehr erfolgreichen Einführung in die Ethnographie. Der Untertitel „Principles in Practice“ charakterisiert treffend die Zielrichtung des Bandes: prinzipielle methodologische Überlegungen an konkrete forschungspraktische Problemstellungen zu knüpfen, Ethnographie nicht im Sinne eines Sets an Methoden zu vermitteln, sondern nur im Kontext permanenter methodologischer Reflexion. Um es vorweg zu sagen: Diese (seltene) Verbindung von Methodologie und methodischen Erörterungen gelingt weitgehend, was vermutlich der großen forschungspraktischen Erfahrung der beiden Autoren und ihrem immensen Überblick über die ethnographische Literatur zugleich zu verdanken ist.

Hammersley und Atkinson vertreten das Projekt einer „reflexiven“ Ethnographie, dessen wissenschaftstheoretische Begründung sie im ersten Kapitel skizzieren. Aus der in weiten Teilen nicht mehr hintergehbaren politischen wie epistemologischen Kritik sowohl des „Positivismus“ wie des „Naturalismus“ folge die Verwiesenheit der Sozialforscher auf die permanente

Reflexion des eigenen Tuns und auf die Einsicht, immer schon Teil der beforschten sozialen Praxis zu sein. Die schlichte Erkenntnis „there is no way in which we can escape the social world in order to study it“ (S. 17) begründet einen enormen Reflexionsbedarf für die ethnographische Forschungspraxis, der im Verlauf der weiteren Kapitel entfaltet wird.

Der Gang des Buches folgt den Etappen des ethnographischen Forschungsprozesses: Behandelt werden Probleme des Forschungsdesigns, des Feldzugangs, der Beziehungen im Feld, dann der Datenerhebung und -analyse im engeren Sinn, um schließlich Fragen ethnographischen Schreibens und der Forschungsethik zu reflektieren.

Ein zentrales Kapitel ist das Vierte über „Field relations“: Anhand der detaillierten und differenzierten Behandlung von Problemen der Gestaltung und Handhabung von persönlichen Beziehungen im Prozess der Feldforschung werden zentrale Fragen der ethnographischen Forschungsstrategie schlechthin erörtert. Das vierte Kapitel verknüpft sich mit den einleitenden Bemerkungen über eine reflexive Ethnographie, in der die Bedeutung der Person der Ethnographin nicht zu minimieren, sondern zu reflektieren ist.

Hammersley und Atkinson sprechen das Erfordernis der bewussten Gestaltung der eigenen Person unter dem Stichwort „impression management“ an. Dies umfasst Überlegungen zur Kleidung und persönlichen Ausstattung bis hin zur Gestaltung von Gesprächssituationen, die im Wesentlichen dem Ziel der Etablierung von Vertrauen und „Normalität“ in den Beziehungen zu den Beforschten dienen. Dabei stößt man natürlich auf deutliche Grenzen der Anpassung an das Feld, die v.a. in der eigenen Geschlechtszugehörigkeit, aber auch im Alter, sozialen Herkunftsmilieu oder in ethnischer Zugehörigkeit begründet liegen können.

Welche „Rolle“ der Ethnograph für sich selbst im Feld anstreben soll, ist in der Methodenliteratur häufig und kontrovers diskutiert worden. Selbstverständlich gibt

es auch hier keine allgemeingültigen Empfehlungen, aber doch einige, wie ich meine, nützliche Bestimmungen: erstrebenswert sei die Position des „acceptabel incompetent“ (S. 99) im Feld. Die Position des (lernenden) Novizen ist allerdings nicht in jedem Feld möglich und oft nur am Anfang des Forschungsprozesses plausibel. Unterschiedliche Rollen im Feld sind mit unterschiedlichen Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis verknüpft. Die komplette (möglicherweise verdeckte) Teilnahme und die außenstehende (möglicherweise verdeckte) Beobachtung vermeiden zwar Reaktionen der Beforschten auf die Forschungssituation, aber sie teilen interessanterweise den Nachteil, nicht nachfragen und sich etwas erklären lassen zu können. Hammersley und Atkinson diskutieren eindrucksvoll die praktischen Probleme und Belastungen, die aus jener sozialen Randposition resultieren können, die sich für viele Ethnologen im Feld anbietet. „Managing Marginality“ in der Feldforschung meint aber nicht nur, mit der sozialen Erfahrung der Randständigkeit zurecht zu kommen, sondern v.a. die Anstrengung, diese Position aufrecht zu erhalten und immer wieder herzustellen. Es geht oft darum, eine zu große und vorschnelle Vertrautheit zu vermeiden, die die intellektuelle Distanz und Analyse erschwert: „The ethnographer needs to be intellectually poised between familiarity and strangeness“ (S. 112).

Die Erwägungen und mit zahlreichen Beispielen gespickten Ausdifferenzierungen zu den Bedingungen und Optionen der Gestaltung von „Field relations“ laufen letztlich auf das Plädoyer hinaus, die eigene Rolle im Feld und die Beziehungen zu den Beforschten strategisch zu handhaben und das Ziel der Datenerhebung nicht aus dem Auge zu verlieren: „one should never surrender oneself entirely to the setting or to the moment. In principle one should be constantly alert, with more than half an eye on the research possibilities that can be seen or engineered from any and every social situation“ (S. 116).

Im 7. Kapitel „Recording and organizing data“ und dem damit eng zusammenhän-

genden 8. Kapitel „The process of analysis“ positionieren sich die Autoren gegenüber aktuellen Debatten um die Möglichkeiten und Grenzen technischer Aufzeichnungsverfahren und computergestützter Auswertung. Hammersley und Atkinson nehmen einen eher klassischen Standpunkt ein und argumentieren, dass die Sensibilität des Ethnologen für den sozialen Kontext von (Sprach-)Handlungen durch kein Aufnahmegerät zu ersetzen sei. Den Prozess der Analyse betreffend insistieren die Autoren auf jener unmittelbar mit der Datenerhebung verschränkten Praxis der permanenten Reflexion und Interpretation, die das Herzstück einer reflexiven Ethnologie ausmache. Dieser „interne Dialog“ der Ethnologin wird in analytischen Notizen und Memos herauspräpariert und lässt sich durch noch so ausgefeilte Computerprogramme nicht ersetzen: „There is no mechanistic substitute for those complex processes of reading and interpretation“ (S. 203).

In den Kern der Debatten um ethnographische Repräsentation, Rhetorik und Autorität führt das 9. Kapitel „Writing ethnography“. Hammersley und Atkinson stellen sich ohne zu zögern auf den Boden jenes durch den „linguistic turn“ in den Sozialwissenschaften etablierten Verständnisses von Texten „as the products of readers' and writers' work“ (S. 240). Dieses Verständnis bedeute nicht, dass das Verhältnis zwischen dem ethnographischen Text und der sozialen Realität beliebig geworden wäre. Es hat allerdings zur Folge, dass Ergebnisse ethnographischer Forschung nicht (mehr) einfach „niedergeschrieben“ werden können, sondern auch und gerade die Praxis des Schreibens der Reflexion auf ihre Bedingungen und Grenzen bedarf: „A thorough awareness of the possibilities of writing is now an indispensable part of the ethnographer's methodological understanding“ (S. 255). Um ein Bewusstsein für die Möglichkeiten von Sprache zu entwickeln, empfehlen Hammersley und Atkinson z.B. ausgedehnte und v.a. breite Lektüre, die sich nicht nur auf die einschlägige Fachliteratur erstreckt, sondern auch sog. „fiktionale“ Texte einschließt.

Festhalten lässt sich, dass der Band von Hammersley und Atkinson in hervorragender Weise einen Einstieg in die Beschäftigung mit methodologischen und methodischen Problemen des ethnographischen Forschungsprozesses ermöglicht. Zugleich gewähren die zahlreichen aus den unterschiedlichen ethnographischen Studien zitierten Ausschnitte einen Einblick in die weit verzweigte Forschungslandschaft der (soziologischen) Ethnographie. Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Vielzahl und Beliebigkeit der Ausschnitte, was die Untersuchungsgegenstände betrifft, auf die Dauer etwas ermüdend wirken.

Falls nach der Lektüre von Hammersley und Atkinson noch ein Wunsch offen geblieben sein sollte, dann möglicherweise der nach Präzisierung und Detaillierung einiger Überlegungen hinsichtlich der konkreten Praxis der Feldforschung. (Der Breite der Darstellung von Hammersley und Atkinson sind durchaus einige Oberflächlichkeiten geschuldet.) Dieses Bedürfnis lässt sich stillen, indem man das Buch von Robert Emerson, Rachel Fretz und Linda Shaw zur Hand nimmt.

Emerson, Fretz und Shaw verbinden einen im besten Sinne pragmatischen und an konkreten Problemen orientierten Zugriff auf den ethnographischen Forschungsprozess mit einem Ansatz, der den Reflexivitätsanforderungen, die durch die „Writing Culture“ Debatte gesetzt sind, gerecht wird. Das amerikanische Autorenteam bemerkt zurecht, dass sich bis dato Analysen ethnographischen Schreibens nahezu ausschließlich auf fertige Produkte, auf die Rhetorik veröffentlichter Ethnographien beziehen und die davor liegende Praxis des Schreibens nicht im Blick haben.

Emerson, Fretz und Shaw identifizieren im Anfertigen ethnographischer Beobachtungsprotokolle ein bis dahin vernachlässigtes Methodenproblem. Dabei sind „Fieldnotes“ weniger „Feldnotizen“ im Sinne der im Feld notierten Stichworte (diese werden später als „jottings“ thematisiert), sondern die dann am Schreibtisch ausgearbeiteten Beschreibungen, die Protokolle. Diese stellen im ethnographischen Forschungspro-

zess sicherlich eine zentrale Textsorte dar, sie bilden in den meisten ethnographischen Projekten die wichtigste „Datenbasis“, doch die genauen Umstände und Verfahren ihrer Produktion werden selten thematisiert. Zu sehr scheinen die „Fieldnotes“ dem persönlichen Stil und der Intuition des Ethnographen überlassen, als dass man sie methodisieren könnte. Emerson, Fretz und Shaw setzen sich zum Ziel, die Fieldnotes zu demystifizieren und genau den Prozess der Überführung von Beobachtung und Erfahrung in Texte in das Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken. Dabei wollen sie zeigen, wie das Schreiben der Fieldnotes unausweichlich mit methodologischen und theoretischen Fragen verknüpft ist.

Es geht in dem Buch, insofern ist der Titel etwas irreführend, nicht nur um das Abfassen der „Fieldnotes“, sondern um nahezu den gesamten Forschungsprozess, der Schritt für Schritt anhand der Reflexion grundlegender Prozeduren ethnographischen Schreibens nachgezeichnet wird. Die Betrachtung lässt allerdings die Entwicklung der Fragestellung, Konzipierung des Forschungsdesigns und Probleme des Feldzugangs aus und steigt ein mit dem Verhältnis von Teilnahme, Beobachtung und „jotting notes“ im Feld. Dann geht es in zwei zentralen Kapiteln des Buches um das Abfassen der Fieldnotes am heimischen Schreibtisch. Der ethnographische Forschungsprozess als Schreibprozess wird schließlich weiterverfolgt, durch den Prozess der Analyse und Theoretisierung hindurch zum letztendlichen Abfassen der ethnographischen Monographie. Dabei sind die interessantesten Passagen in dem Buch von Emerson, Fretz und Shaw diejenigen, die spezifische, die Praxis des Schreibens und die Bedeutung des Schreibens für die Forschungspraxis betreffende Fragen behandeln.

Dies beginnt beim eiligen Notieren von Stichworten im Feld (Kap. 2): Einerseits sind immer wieder Entscheidungen zwischen Beobachten (hinschauen) und Aufschreiben (in den Notizblock schauen) zu treffen, andererseits gibt es so etwas wie

einen sozialen „Takt“ des Notizen Machens, der es vermeidet, Dinge offen zu notieren, die die Teilnehmer als geheim oder etwa peinlich ansehen. Neben Hinweisen, die die Detaillierung und Konkretion der Notizen betreffen, ist v.a. die grundsätzliche Bestimmung einer auf das Schreiben gerichteten Beobachtung zentral: „an ethnographer experiences events as potential subjects for writing. Like any other writer, an ethnographer learns to recognize potential writing scenes and to see and hear in terms of written descriptions“ (S. 35).

Komplexere schriftstellerische Entscheidungen sind dann am heimischen Schreibtisch beim Abfassen der ausführlicheren Fieldnotes zu treffen (Kap. 3): Erzählperspektive, Auslassungen, Personencharakterisierung u.v.m. Doch bei aller Bewusstheit über die Gestaltung und Gestaltbarkeit der Feldprotokolle empfehlen Emerson, Fretz und Shaw spontanes und flüssiges Schreiben, das sich nicht unbedingt um Konsistenz und Stringenz bemüht. Es gehe darum, einen „writing mode“ zu entwickeln, der nicht durch zu viel Reflexion behindert wird. Ein davon zu unterscheidender „reading mode“ kommt erst nachgängig zum Zuge: Dann sei die selbstkritische Analyse schriftstellerischer Entscheidungen und der Formen der Konstruktion textueller Realitäten nicht nur möglich, sondern auch angebracht (S. 65).

Das 4. Kapitel „Creating Scenes on the Page“ behandelt ausführlich Strategien deskriptiven Schreibens. Die Hinweise, welche Detaillierung, Bildlichkeit, Dialogizität und Personencharakterisierung in den Protokollen betreffen, sind für sich genommen wenig überraschend, in der Zusammenschau jedoch durchaus nützlich.

Als Richtschnur des Schreibens, die v.a. vor normativen Impulsen schützen soll, formulieren Emerson, Fretz und Shaw: „to keep in mind that the ethnographer’s task is to write a description that leads to an empathetic understanding of the social world of others“ (S. 72). Hier kommt ein gewisses (kulturanthropologisches) Pathos zum Ausdruck, das in dem Buch gelegentlich aufscheint, aber letztlich nicht sehr

dominant wird. Aus ethnomethodologischer Perspektive etwa würde man von vornherein eine größere (und prinzipielle) Differenz zur Teilnehmerperspektive annehmen.

Für ein Verständnis von Ethnographie, das auf Theoriebildung gerichtet ist, ist dann die Integration und Handhabung analytischen Schreibens auch schon innerhalb der Fieldnotes entscheidend. Die Autoren unterscheiden zwischen „asides“, kurzen eingeschobenen Gedanken, die sich auf spezifische Szenen beziehen, „commentaries“, ausgearbeiteteren Reflexionen, in denen die Aufmerksamkeit kurzfristig das Geschehen im Feld verlässt und sich sozusagen an ein außenstehendes Publikum wendet, und schließlich „in-process-memos“, bei denen es sich um Produkte ausgedehnteren analytischeren Schreibens handelt, die ein gewisses „time-out“ vom Protokollieren erfordern und z.B. methodologische Fragen erörtern. In welcher Form auch immer – analytisches Schreiben ist nach Auffassung der Autoren notwendiger Bestandteil der Fieldnotes: „In-process analytical writing ... increases the possibility of making the kinds of observations needed to develop and support a specific analysis“ (S. 105).

Der Prozess der Analyse, der schon das Schreiben der Fieldnotes begleitet, wird dann intensiviert im Kodieren der Protokolle, im Entwickeln unterschiedlicher Memos und in der Suche nach den zentralen Themen der Ethnographie. In den der Datenanalyse gewidmeten Kapiteln distanzieren sich die Autoren an verschiedenen Stellen vom Modell der „Grounded Theory“, das (immer noch) weite Teile des methodologischen Denkens über Ethnographie dominiert, insofern sich die dort vorausgesetzte Trennung zwischen „Daten“ und „Analyse“ gar nicht trennscharf durchhalten lasse: „analysis pervades all phases of the research enterprise“ (S. 144).

Die weitere Darstellung betrifft das Schreiben der ethnographischen Studie, die Entscheidung für bestimmte Themen, die Handhabung der Fieldnotes im ethnographischen Text und die Balance zwischen empirischer Fülle und analytischer

Abstraktion. – Das alles ist hier nicht mehr im Detail nachzuzeichnen. Doch es sollte deutlich geworden sein, wie praxisnah und auf den konkreten Forschungsprozess bezogen der Einführungsband des amerikanischen Autorenteam ausfällt. Die Entscheidung, die Darstellung entlang konkreter „writing choices“ im ethnographischen Forschungsprozess zu entwickeln, erweist sich als sehr plausibel. Zwar werden einige Methodenfragen wie etwa der Feldzugang, Beobachterrollen im Feld oder auch Strategien der Theoriebildung nur am Rande angesprochen, dennoch handelt es sich um die konkreteste und zugleich reflektierteste Einführung in die Ethnographie, die meiner Einschätzung nach auf dem Markt ist.

Zusätzliche Anschaulichkeit gewinnt die Darstellung durch eine Fülle an Beispielen – Notizen, Protokolle und Memos aus den verschiedensten ethnographischen Forschungen. Eine Fülle allerdings, die stellenweise auch anstrengend ist. Zu disparat sind die empirischen Felder, aus denen die Beispiele stammen, als dass man sich in jedes vertiefen möchte. Doch davon unabhängig überzeugt der Ansatz von Emerson, Fretz und Shaw insgesamt, indem er die zugleich offene und sorgfältige analytische Einstellung von der Untersuchung fremder Kulturen auf die Rekonstruktion der eigenen Forschungspraxis überträgt: „In training the reflexive lens on ourselves, we understand our own enterprise in much the same terms that we understand those we study“ (S. 216). Hier ist ein Weg angedeutet, auf dem die oft abstrakte methodologische Debatte um Reflexivität in konkrete Methodenreflexion überführt werden kann.

Neben den beiden bis hierhin besprochenen Büchern gilt der dritte Griff derjenigen, die in ethnographische Forschung einsteigen will, dem soeben erschienenen „Handbook of Ethnography“. Das Handbuch, für dessen Herausgabe sich mit Paul Atkinson, Amanda Coffey und Sarah Delamont drei bekannte britische Ethnologinnen und Ethnologen mit John und Lyn Lofland aus den USA zusammgefunden haben, ermöglicht einen einmaligen

Überblick über Geschichte, intellektuelle Wurzeln, Forschungsgebiete und aktuelle Entwicklungen in der Ethnographie. Schon ein erstes Blättern und eine kursschnelle Lektüre in dem voluminösen Band machen klar: bei der Ethnographie handelt es sich um weitaus mehr (und zugleich weniger) als eine „Methode“. Es geht um einen forschenden Zugang zu sozialer Realität, der in der internationalen Diskussion (anders als in Deutschland) fast gleichzusetzen ist mit „qualitativer Forschung“ schlechthin.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber des Handbuchs vertreten in ihrer Einleitung ein relativ breites Verständnis von Ethnographie, das viele Spielarten einschließt. Sie widersprechen auch explizit einem historischen Entwicklungsmodell, wie es etwa von Denzin und Lincoln vertreten wird, das die Diversifizierung ethnographischer Forschung als postmoderne Errungenschaft feiert. Ein solches Modell überschätze die Orthodoxie traditioneller, „realistischer“ Ethnographie und verkenne die Vielfalt, die die ethnographische Tradition auszeichne und die z.B. enge Beziehungen zu Literatur und Ästhetik schon in der frühen „Chicago School“ einschließe.

Bei aller Heterogenität der Herkünfte und Kontexte jedoch bleibe definierendes Merkmal ethnographischer Forschung, so bestimmt das Herausgeberteam, die Felderfahrung und teilnehmende Beobachtung vor Ort: „we believe that ethnographic research remains firmly rooted in the first-hand exploration of research settings. It is this sense of social exploration and protracted investigation that gives ethnography its abiding and continuing character“ (S. 5).

Das Handbuch tritt mit dem doppelten Anspruch der Interdisziplinarität und der Internationalität auf. Die Einlösung dieser Ansprüche scheint nur teilweise gelungen: Interdisziplinarität – insofern neben der Soziologie, der alle fünf Herausgeberinnen und Herausgeber und die überwiegende Zahl der Beiträge entstammen, auch die Ethnologie bzw. Kulturanthropologie, die Herkunftsdisziplin der Ethnographie, mit relevanten Autoren und Debatten vertre-

ten ist (soweit ich es beurteilen kann). Internationalität – nur insoweit als die Liste der Autorinnen und Autoren neben jeweils ca. 20 Namen aus den USA und aus Großbritannien auch jeweils zwei aus Australien und den Niederlanden und eine Autorinnengruppe aus Finnland umfasst. Dass weder die deutsche noch die französische Ethnographie vertreten sind, verweist auf die Sprachbarriere in der Rezeption, die übrigens auch nahezu alle Einzelartikel kennzeichnet.

Das Handbuch ist in drei große Abteilungen gegliedert: Der erste Teil befasst sich mit den unterschiedlichen disziplinären und intellektuellen Kontexten, in denen ethnographische Forschung betrieben wurde und wird, der zweite gibt einen Überblick über Forschungsgebiete und -gegenstände ethnographischer Studien und der dritte Teil ist der Reflexion ethnographischer Praxis aus unterschiedlichen Perspektiven gewidmet.

Die erste Abteilung enthält elf Beiträge. Diese reichen von der „Chicago School“ und dem Symbolischen Interaktionismus über die amerikanische Kulturanthropologie, die britische Sozialanthropologie, Ethnomethodologie, Phänomenologie, Semiotik bis hin zur Grounded Theory. Diese Kapitel sind größtenteils sehr informativ und schlüssig – die verschiedenen theoretischen Kontexte, in denen die Ethnographie sich entwickelt hat bzw. zu deren Entwicklung sie beigetragen hat, lassen sich relativ gut kanonisieren. Einen ersten Stachel der Irritation stellt jedoch schon im ersten Teil ein Beitrag über „Orientalism“ dar. Julie Marcus referiert die Thesen aus dem gleichnamigen Buch von Said und deren Folgen für das Selbstverständnis ethnologischer Forschung³ – hier geht es also weniger um die Vergewisserung der Tradition als um deren Kritik.

Im zweiten Hauptteil werden zunächst mit dem Gesundheitssystem, dem Erziehungswesen, Devianz und der Arbeitswelt vier klassische Gebiete ethnographischer Forschung dargestellt, um dann mit empirischer Wissenschaftsforschung und Kindheitsforschung zwei neuere Forschungsfel-

der der Ethnographie zu skizzieren. Dabei gehen die einzelnen Artikel sehr unterschiedlich an die schwierige Aufgabe heran, jeweils in ein ganzes Forschungsfeld einzuführen. Der Beitrag von Gordon, Holland und Lahelma etwa über „Ethnographic Research in Educational Settings“ ist enzyklopädisch angelegt und verarbeitet mehr als 150 ethnographische Studien aus dem Bereich des Erziehungssystems und sortiert diese z.T. etwas vage nach ihrer theoretischen Provenienz. Während die entsprechende Bibliographie ausgesprochen verdienstvoll ist, wünschte man sich doch etwas stärkere inhaltliche Akzentuierungen in der Darstellung. Einen anderen Weg wählt Allison James, die sich in ihrem Artikel zur „Ethnography in the Study of Children and Childhood“ auf die Ausführung einer zentralen These konzentriert: Die Ausbildung und Entwicklung einer neuen Soziologie der Kindheit, die sich von dem Paradigma der Sozialisation löst und die Eigenständigkeit und Gegenwärtigkeit von Kinderwelten in den Mittelpunkt stellt, sei v.a. den spezifischen Potenzialen der Ethnographie als Methode zu verdanken: „... it is the use of ethnography as a research methodology which has enabled children to be recognized as people who can be studied in their own right within the social sciences“ (S. 246).

Vier weitere Artikel des zweiten Teils behandeln jene Bereiche kulturwissenschaftlicher Forschung, von denen das Herausgeberteam annimmt, dass sie für die Weiterentwicklung von Ethnographie besonders relevant sind: „Material Culture“, „Cultural Studies“, sprachliche Kommunikation und Visualität. Diese Einteilung ist sicher nicht ganz überschneidungsfrei und die einzelnen Themen werden wiederum sehr unterschiedlich angegangen. Der lesenswerte Artikel von Jost van Loon etwa über Ethnographie als „Critical Turn in Cultural Studies“ entfaltet eine präzise methodologische Argumentation, die von Stuart Hall ihren Ausgang nimmt und in eine Auseinandersetzung mit post-strukturalistischen Positionen führt. Insofern diese Überlegungen nicht

auf einen bestimmten Gegenstandsbereich ethnographischer Forschung bezogen sind, hätten sie allerdings eher in den ersten Teil des Handbuches gehört. Der Beitrag von Elisabeth Keating hingegen zur „ethnography of Communication“ bezieht sich relativ eng auf eine spezifische Forschungslinie, die auf Hymes und Gumperz zurückgeführt wird und sich der Analyse situierter sprachlicher Aktivitäten widmet.

Der dritte Hauptteil des Handbuches schließlich versammelt Auseinandersetzungen und Reflexionen über die ethnographische Forschungspraxis. Zunächst greift ein Artikel von Christopher Wellin und Gary A. Fine einen selten thematisierten Aspekt ethnographischer Professionalität auf: „Career Sozialisation, Settings and Problems“. So sei es z.B. auffällig, dass die Ethnographie als sehr arbeits- aber wenig kostenintensive Forschungsstrategie oft im Rahmen von Dissertationen stattfindet und seltener im weiteren Verlauf akademischer Karrieren beibehalten werde! In den anderen Beiträgen geht es dann um ethische Fragen im Kontext ethnographischer Forschung und um methodische Probleme im engeren Sinn: „Fieldnotes“, „Ethnographic Interviewing“, „Narrative Analysis“, „The Call of Life Stories in Ethnographic Research“ bis hin zu „Computer Applications in Qualitative Research“.

In einer letzten Gruppe von Beiträgen werden dann jene methodologischen Debatten um ethnographische Repräsentation und Reflexivität explizit aufgegriffen, die schon vorher in einer ganzen Reihe von Artikeln eine Rolle spielen. Über das ganze Handbuch hinweg wird deutlich, was die Herausgeber schon in der Einleitung konstatiert hatten: „The dual crisis of representation and legitimation form the new taken-for-granted“ (S. 3). Aber die methodologische Diskussion hat sich ausdifferenziert seit „Writing Culture“ (1986) von Clifford/Marcus, wie sich an den letzten Artikeln ablesen lässt: „Autobiography, Intimacy and Ethnography“, „Feminist Ethnography“, „Ethnography after Postmodernism“, „Ethnodrama: Performed Research – Limitations and Potential“.

Eine aktuelle Linie scheint darin zu liegen, die Aporien der Repräsentation des Fremden in Richtung einer Reflexion auf die eigene (Forscher-)Person und ihre Präsentation aufzulösen. Die Ethnographie wird hier tendenziell zur „Autoethnographie“ (Reed-Danahay). Diese Option wird jedoch z.B. von Patti Lather in dem sehr inspirierenden Artikel zu „Postmodernism, Post-structuralism and Post(Critical) Ethnography“, der das Handbuch abschließt, als Romantisierung des sprechenden Subjektes kritisiert: „From the perspective of the turn to epistemological indeterminism, authenticity and voice are reinscriptions of some unproblematic real“ (S. 483). Doch wie wäre umzugehen mit der Erschütterung der Möglichkeit der Begründung von Wissen? Noch einmal Patti Lather: „By working the limits of intelligibility and foregrounding the inadequacy of thought to its object, a stuttering knowledge is constructed that elicits an experience of the object through its very failures of representation“ (S. 484). So weit muss man (vielleicht) nicht gehen und derartige Erwägungen sind relativ weit von alltäglicher Forschungspraxis entfernt, doch insgesamt wird man konstatieren können, dass sich das Feld der Ethnographie durch einen Grad an Reflexivität auszeichnet, der in der Lage sein könnte, neue Dimensionen der Sozialforschung zu eröffnen. Das „Handbook of ethnography“ jedenfalls erscheint vor diesem Hintergrund als eine gelungene Verknüpfung zwischen Verwaltung und Bilanzierung der Tradition einerseits und lebendiger Auseinandersetzung um methodologische Innovation andererseits.

Anmerkungen

- 1 Vgl. allerdings Stefan Hirschauer/Klaus Amann (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M. 1997.
- 2 James Clifford/George E. Marcus (Eds.): Writing Culture. The Poetics

- and Politics of Ethnography. Berkeley 1986. Diese Debatte ist ausgezeichnet dokumentiert in Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M. 1993.
- 3 Said, Edward W.: Orientalism, London 1978.

Jeanette Böhme

Rezension: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag 2000. 768 S., ISBN 3-499-55628-6. Preis: € 19,90

Uwe Flick und Ernst von Kardorff sind in der systematisierenden Methoden- und Methodologiediskussion keine unbekannteren Autoren. Die Grundlage dafür stellt das 1991 erschienene „Handbuch Qualitative Sozialforschung“, das beide mit Stephan Wolff, Lutz von Rosenstiel und Heiner Keupp herausgaben und mit Letzterem erneut 1995 auflegten. Flick veröffentlichte 1995 im Rowohlt Taschenbuch Verlag ein Buch über „Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaft“ und der Band „Triangulation. Methodologie und Anwendung“ ist im Verlag Leske + Budrich angekündigt. Für die hier zu diskutierende 2000er Handbuchausgabe haben Flick und von Kardorff als Mitherausgeberin Ines Steinke gewinnen können, die 1999 eine Monographie zu der aktuellen Diskussion um „Kriterien für die Bewertung qualitativer Forschung“ veröffentlichte. Und so lässt sich bereits mit Blick auf die Herausgeber der ausformulierte Anspruch des Handbuches ‚ablesen‘: einerseits „Bestandsaufnahme und Ortsbestimmung der sich differenzierenden qualitativen Forschung“ zu sein und andererseits die „neueren Trends im Bereich der Theorie und Methodenentwicklung“ aufzuzeigen (S. 27).

Die Rezension der 768seitigen Publikation kann nur auszugsweise inhaltlich konkret, zumindest aber verweisend auf die insgesamt 55 Beiträge eingehen. Anderes drängt sich auf, nicht nur weil es den Herausgebern gelungen ist, Autoren für den Band zu gewinnen, die als ausgewiesene Experten für die versammelten Forschungsansätze und -probleme gelten. Das Handbuch ist in sieben Kapitel untergliedert: Nach einer Einleitung folgt im zweiten Teil die Vorstellung paradigmatischer Forschungsstile am Beispiel ausgewiesener Forscher, drittens werden grundlagentheoretische Bezüge und Problemfokussierungen von Forschungsansätzen vorgestellt, im vierten Kapitel werden die methodologischen Diskursarenen eröffnet, im fünften wird auf qualitative Methoden sowie Forschungspraxis und im sechsten auf kontextspezifische Probleme, wie Ethik, Verwendung, Lehre und zukünftige Herausforderungen qualitativer Forschung eingegangen.

Erfrischend wirkt die *Eröffnung des Handbuches*, in der nicht – mit gekränktem Blick auf den ‚großen quantitativen Bruder‘ – die Geschichte des qualitativen Emanzipationskampfes erzählt wird. Anstelle wird die Frage aufgeworfen: Was ist qualitative Forschung? Die erste Antwort lautet: eine „normal science“ (S. 13). Und so zeigt diese rhetorische Selbstverständigung zum Auftakt des Bandes, dass man auf dem besten Wege dahin ist. Schließlich lockt die nächste Teilüberschrift zum Weiterlesen: „Einladung zur qualitativen Forschung“ (S. 14). Dies ist nun interessant, vorausgesetzt man fragt sich: Wer lädt wen in welcher Situation ein? So spricht man in der Regel Einladungen aus, wenn sich antizipierte Begegnungen nicht naturwüchsig ergeben. Entweder weil der Eingeladene potentiell unwillig oder skeptisch dieser gegenüber steht und daher umworben werden muss. Oder weil es sich bei dem, der einlädt, um einen streng selektierenden Türöffner handelt. So oder so, mit dem Kauf dieses Buches hat man die Einladung in die „normal science“ in der Hand. In dieser findet sich schließlich auch die zwei-